

Soldatenfürsorge.

Die riesenhafte Kriegsmaschine, die wir in den Tagen der Mobilmachung mit so bewunderungswürdiger Präzision sich in Gang setzen sahen, läuft heute, trotz der unendlich gewachsenen Schwierigkeiten, noch ebenso glatt und sicher wie zuvor, nur ist sie in ihrer Riesenhaftigkeit noch um ein Vielfaches gesteigert worden. Bei den sich überlagernden Anforderungen an die Organisationskraft der leitenden Stellen liegen sich mancherlei Härten für einzelne und für Gesamtheiten nicht vermeiden. Aber die Heeresleitung hat stets im Rahmen der militärischen Möglichkeit alles unternommen, um Missetände abzuheben und berechtigten Klagen abzuhelfen.

Gegen Missetände hinsichtlich der Behandlung der Mannschaften schreibt die Heeresleitung mit größter Strenge ein. Klagen über unvorschriftsmäßige Behandlung oder gar Mißhandlungen sind fast verkommen. Die Abbildung des strengen Arreffes im Felde durch Anbinden ist durch eine kaiserliche Verordnung abgeschafft worden.

Die Verpflegungsschwierigkeiten, unter denen wir in der Heimat zu leiden haben, machen sich natürlich auch im Heere geltend. Während in den ersten Monaten des Krieges für unsere Feldgrauen noch alles reichlich zur Verfügung stand, mußten später, um auch die Heimat nicht zu beeinträchtigen, Menge und Güte der Soldatenmahrung herabgesetzt werden. Auch heute werden jedoch unsere Truppen draußen wie in der Heimat durchaus ausreichend ernährt. Zwar ist das Essen unter den gegebenen Umständen und bei der Massenbeschäftigung etwas einseitig, aber durch richtige Zubereitung, die durchweg erreicht worden ist, hat man es schmackhaft zu machen verstanden. Bei den oft gehörten Klagen, die Offiziere würden besser ernährt, ist zu berücksichtigen, daß es bei der geringen Zahl der zu beschäftigenden Offiziere eher möglich ist, den Speisezettel abwechselungsreicher zu gestalten als bei der Massenverpflegung der Mannschaften. Natürlich erhalten die Offiziere aber genau dieselbe Menge an Lebensmitteln geliefert, wie sie jedem Mann zusteht. Frei steht es selbstverständlich, auf eigene Kosten sich noch etwas dazu zu beschaffen. Mit Nachdruck hat die Heeresleitung immer von neuem darauf hingewirkt, eine ausreichende, schmackhafte und kräftige Ernährung des Heeres zu erreichen. Sein guter Gesundheitszustand und seine erst jetzt von den Feinden wieder empfindlich gespürte Schlagkraft beweisen am besten, daß ihr das gelungen ist.

Hinsichtlich der Löhnung sind während des Krieges mehrfache Verbesserungen durchgeführt worden: so erhalten verwundete und erkrankte Soldaten seit dem 1. September 1915 immobile Löhnung und die Entschädigungskosten für sich selbst verpflegende Heeresangehörige wurden beträchtlich erhöht. Gewiß sind die Forderungen auf Erhöhung des Soldes verständlich, denn die Dienstleistungen des einzelnen im Felde, der mit Leib und Leben die deutsche Heimat schützt, sind gar nicht mit Gold aufzuwiegen. Aber eine Vermehrung der Mannschäftslöhnung, auch nur um einige Groschen, würde jährlich in die Milliarden gehen und die Frage der Geldbeschaffung für die Kriegführung auf nachhaltige beeinflussen.

Die Regelung der Urlaubfrage ist in allgemein befriedigender Weise erfolgt. Zwar ist ihre Lösung theoretisch leichter aufgestellt, als in der Praxis durchgeführt, da die militärische Lage, die besonderen Verhältnisse der Truppenteile in bezug auf Mannschäftszugang und -abgang, Gesundheitszustand und laufend zu erfüllende, einen festen Urlaubsplan aufzustellen, unmöglich machen, aber im allgemeinen kann man wohl sagen, daß ein jeder Mann jetzt seinen jährlichen, wohlverdienten Heimaturlaub erhält.

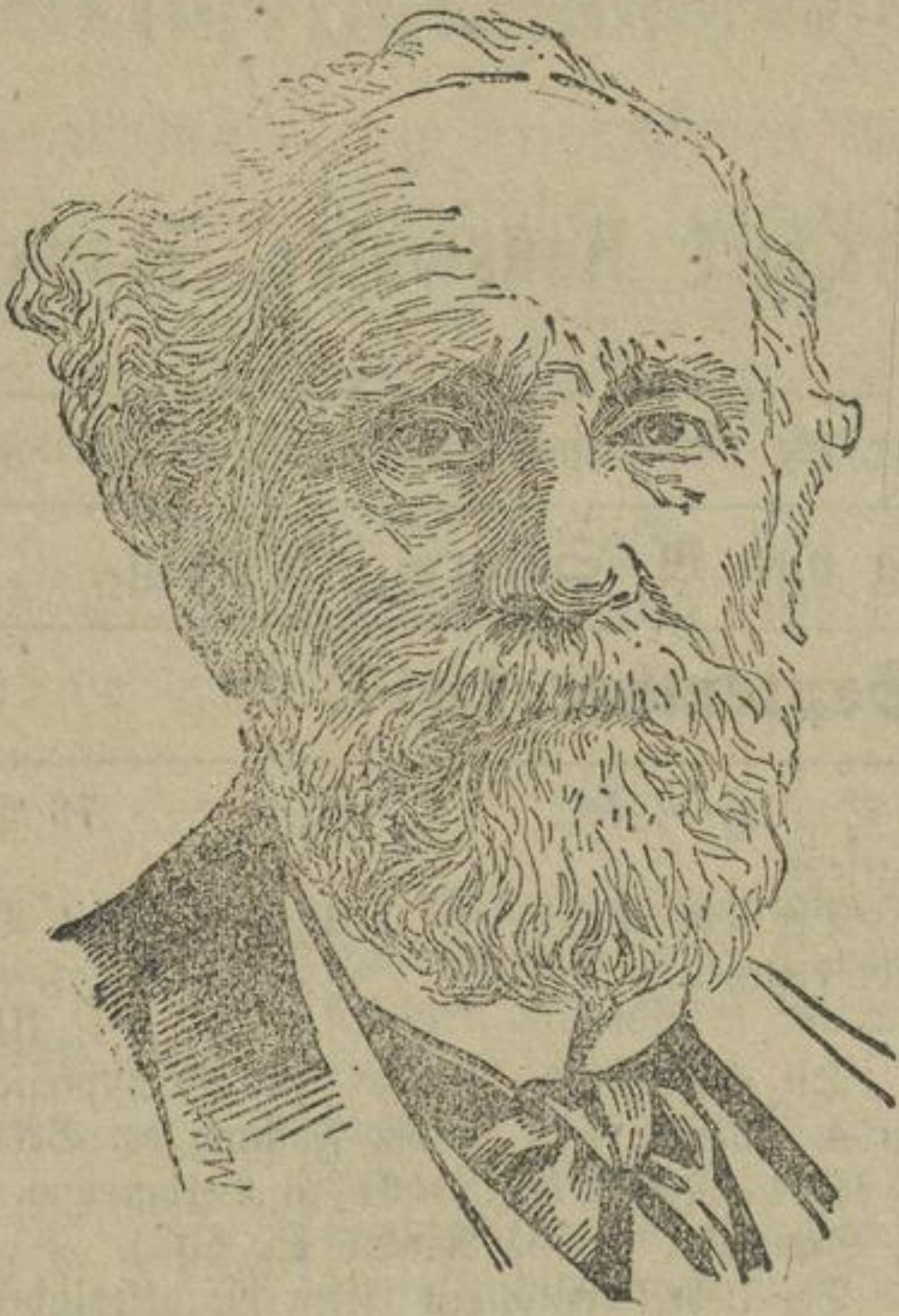
Die Zurückziehung der älteren Mannschaften und der Väter zahlreicher Kinder aus der vordersten Linie ist schon jetzt, soweit irgend möglich, erfolgt. Die übrigen Landsturmlaute von 45 Jahren und darüber, einschließlich der Offizierstellvertreter, werden noch ausgetauscht, sofern sie sich sechs Monate oder länger in vorderster Linie befinden haben, es sei denn,

daß eine Vererbung in vorderster Linie dem ausdrücklichen Wunsch des einzelnen entspricht. Auf Feldwebellieutenants findet diese Maßnahme keine Anwendung, da sie Offiziere sind.

So ist die Heeresverwaltung unermüdlich bestrebt, das Los der Soldaten zu verbessern. Unterstützt wird sie hierin tatkräftig durch alle Parteien im Reichstage, die es sich einmütig zur Aufgabe gestellt haben, für unsere Feldgrauen jetzt und in Zukunft zu sorgen.

Ribot endgültig zurückgetreten.

Die Neubildung des Kabinetts Ribot ist im letzten Augenblick auf unerwartete Hindernisse gestoßen, da plötzlich die parlamentarische Sozialistengruppe erklärte, sie könne die Verantwortung ihrer Gruppe für die Kabinettsbildung nicht auf sich nehmen. Minister Thomas teilte darauf Ribot mit, daß er sein neues Kabinett



Ribot.

nicht unterstützen könne. Obwohl nun Ribot entschlossen war, auch ohne die Sozialisten das Kabinett zu bilden, erklärte Kriegsminister Painlevé es für unmöglich, ein Kabinett zu bilden ohne Mitwirkung der Sozialisten. Die Sitzung, in der die Sozialistengruppe den Entschluß faßte, Ribot nicht mehr zu unterstützen, verlief sehr stürmisch. Schließlich wurde eine Tagesordnung, die die Politik des Kabinetts Ribot scharf kritisierte, angenommen, in der sich die Partei bereit erklärt, mit der Regierung an der Landesverteidigung zu arbeiten, wenn die öffentlichen Freiheiten und die der Arbeiterklasse gewahrt, die Methoden der Geheimdiplomatie möglichst ausgeschlossen und die Kriegsziele des Verbandes innerhalb der Grenzen rechtmäßiger Forderungen gehalten würden. Sehr wahrscheinlich haben die Sozialisten als Bedingung für ihre Teilnahme an der Kabinettsbildung — die Waffe nach Stockholm verlangt. Dieses Zugeständnis konnte der amtsprohe Ribot indes nicht machen und legte seinen Antrag in die Hände des Präsidenten zurück. Mit der Niederlage Ribots, die mit dem Eintritt des durch Clemenceau gestützten Ministers des Innern Maloh begann, ist auch die Stellung des Präsidenten Poincaré schwer erschüttert, zumal er sich durch seine durch die Enthüllungen des deutschen Reichstanzlers bekannt gewordene Geheimdiplomatie unendlich viele Feinde gemacht hat.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Erkrankungen an der feindlichen Westfront.

Aussagen von gefangenen Engländern und eine erbeutete Briefkastensendung ergeben, daß die Verbandsgruppen im Westen auf ihrer mittleren und nördlichen Front in letzter Zeit

sehr hohe und steigende Ausfälle durch Erkrankungen infolge des Wetters und der Geländebedingungen hatten. In vielen Stellen des Holbergeländes waren die gefangenen Trichterbesatzungen völlig bewegungsunfähig, da sie tagelang im Wasser gelegen hatten. Für die ihre Reihen lückende Krankheit haben die Engländer den Namen „Schützengrabentieber“. In der Gegend des von Myriaden-Mücken überschwärmten Überschwemmungsgebietes kommt die Malaria hinzu. Infolgedessen mehren sich die Anzeichen großer Kampfmüdigkeit und völliger Erschöpfung der jeweiligen Besatzungen.

Franzosen gegen Engländer.

Viele neuerdings in Flandern gefangene Engländer äußern sich entrüstet über die Haltung der französischen Bevölkerung in den von ihnen besetzten Departements. Sie erzählen, daß man ihnen zum Beispiel in Condas, wo Teile ihrer Division in Ruhe lagen, die Wasserpumpen gesperrt und teilweise sogar unbrauchbar gemacht habe. Umgekehrt sollen sich auch die Belgier in England äußerst mißlieblich gemacht haben. Die Gefangenen erzählen, daß es wiederholt zum Beispiel im Industriegebiet von Manchester, zu Zusammenstößen zwischen englischen und belgischen Arbeitern gekommen sei, die strenge Strafen für die Belgier nach sich gezogen hätten.

Die einzige Hoffnung.

Zum russischen Rückzug und seinen möglichen Folgen schreibt die Tribune de Louvain: Trotz der ungeheuren Anstrengungen der russischen Revolution, die Ordnung wiederherzustellen und die Armee zu galvanisieren, kämpft Rußland gegen eine ernsthafte Krise ohne Ende. Kerenski selbst und seine extremistischen Kollegen werden dem scharfen Urteil der Geschichte nicht entgehen. Deutschland macht sich daran, den größten Vorteil aus dem Zusammenbruch der russischen Armee zu ziehen. Wenn Finnland und die baltische Flotte mit dem Feinde gemeinsame Sache machen, ist Petersburgs Schicksal besiegelt. Der Fall der russischen Hauptstadt und der immer noch mögliche Triumph der Regierungsgegner würde Rußland außer Gefecht setzen. Um dieser Bedrohung entgegenzuwirken, muß ein entscheidender Schlag gegen die Mittelmächte geführt werden. Sie müssen verhindert werden, die durch die Ausschaltung Rußlands freigewordenen Streitkräfte an die Westfront zu versetzen. Der tödliche Schlag kann aber weder in Frankreich noch in Flandern geführt werden; dies haben die bisherigen Ereignisse bewiesen. Amerikas wirftames Eingreifen wird sich nicht vor einem Jahre bewerkstelligen lassen. Für Japans Hilfe ist die sibirische Bahn zu wenig leistungsfähig, der Transport einer japanischen Armee über See ist fast unmöglich, er würde auch mindestens sechs Monate in Anspruch nehmen. Ein Sieg an der französischen oder flandrischen Front wäre nicht entscheidend, denn die deutsche Grenze ist noch zu weit entfernt. Der Weg zu einem siegreichen Frieden führt daher nur über Wien. — So bleibt also als einzige Hoffnung Italien, dessen Armee am Tsongo verblutet.

Petersburg in Gefahr?

Der russische Generalstabschef General Romanowski erklärte Vertretern der Presse, daß die äußerste zugehörte Lage nach dem Fall Nigas noch keine Gefahr für Petersburg enthalte, weil die Deutschen wegen der bald eintretenden schlechten Witterung und der weiten Entfernung von der Front zur Hauptstadt nicht bis Petersburg gelangen könnten. Ein Evaluierungsauftrag, der im Auftrage der provisorischen Regierung vom Postminister Nikitin veröffentlicht wurde, betont ebenfalls, daß der Anlaß für die Erörterung dieser Frage lediglich in den Lebensmittelschwierigkeiten zu suchen sei. — Das amtliche russische Militärblatt „Wostok“ schreibt: Der deutsche Sieg wurde veranlaßt durch eine bedeutende Truppenansamm-

lung. Die deutschen Batterien eröffneten ein vernichtendes Feuer gegen die russischen Divisionen dieses Abschnittes, und bald war die russische Artillerie zum Schweigen gezwungen, halb zermalmt, halb erstickt durch deutsche Granaten und Gase. Die Artillerievorbereitung gestattete es den Deutschen, ungestrast die russischen Stellungen zu rasieren, so daß die russischen Divisionen unter größten Verlusten zum Rückzuge gezwungen waren.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Aber den Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem ehemaligen Zaren veröffentlicht die halbamtliche Nordd. Allgem. Ztg. einen längeren Artikel. Das Blatt führt aus, daß der Lügenfeldzug unserer Feinde anfangs von Erfolg begleitet zu sein schien, daß aber nach und nach die Wahrheit an das Licht drang, bis jetzt durch die Ergebnisse des Suchomlinow-Prozesses die Verhältnisse unantastbar klargestellt worden sind. Um aber die Wucht der Tatsachen, die unumstößlich Rußlands Schuld am Kriege beweisen, abzuschwächen, wird jener Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar aus den Jahren 1904/1905 ausgegraben. Dieser Depeschenwechsel, der der Hege dienen soll, hat, so schreibt das halbamtliche Blatt, das Licht nicht zu scheuen, denn er enthält nur neue Beweise dafür, daß der Deutsche Kaiser die seinem Volke schon seit langen Jahren drohende Gefahr eines feindlichen Angriffs frühzeitig vorausgesehen, und daß er im engen Einvernehmen mit den verantwortlichen Männern der Regierung alles aufgebieten hat, um sie zu beschützen.

* Der Sonderausschuß beim Reichstanzler hat am 10. d. Mts. getagt, um die Antwort auf die Papstnote zu erörtern. Wie die Nordd. Allgem. Ztg. schreibt, wurden die Verhandlungen in mehrfältiger Beratung unter sorgfältiger Prüfung der vorgebrachten Gesichtspunkte zu Ende geführt. Der „Bayerische Kurier“ teilt mit, daß in der deutschen Antwort an den Papst auch eine wichtige Erklärung über Deutschlands Stellungnahme zu Belgien enthalten sein werde. — Wann die Antwort veröffentlicht wird, steht noch nicht fest.

Schweiz.

* Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes hat nach Genf die Komitees von Dänemark, Holland, Spanien, Norwegen und der Schweiz, sowie das Spezialsekretariat des Königs von Spanien berufen zu einer Konferenz zwecks Beratung der Lage der Kriegsgefangenen in den verschiedenen Ländern und ihrer Unterbringung im kommenden Winter. Zu diesem Zwecke sollen die verschiedenen Komitees bei den interessierten Regierungen vorstellig werden.

Rußland.

* Petersburger Zeitungen berichten, das Präsidium des russischen Arbeiter- und Soldatenrats habe beschlossen, an der Stockholmer Konferenz nicht teilzunehmen, da weder England noch Frankreich noch eines der übrigen alliierten Länder Vertreter nach Stockholm sendeten.

Kleine Nachrichten.

— Die evangelisch-theologische Fakultät hat den Reichstanzler Dr. Michaelis zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

— Der Generalleutnant Karl Benninger, stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrat und Militärbevollmächtigter Bayerns in Berlin, ist gefallen.

— In der kommenden Tagung des Reichstages soll auch die Einführung eines Reichsmonopols für Kraftstoffe erörtert werden.

— Die Erste sächsische Kammer bewilligte 82 Millionen Mark für weitere Feuerungsanlagen an die Staatsbeamten und -arbeiter; im ganzen werden diese Feuerungsanlagen rund 57 Millionen Mark jährlich erfordern.

— Wie verlautet, wird eine der ersten Maßnahmen der polnischen Selbstverwaltung die Aufhebung der Zollgrenze zwischen dem deutschen und österröschischen Okkupationsgebiet sein.

Die eiserne Not.

15] Kriegroman von G. v. Brodorsky.

(Fortsetzung.)

„Doch; es kommt wieder, Johannes. Wenn du mit mir nach oben kommst, will ich dir alles erklären.“

Die kleine Gestalt kam langsam aus ihrer Ecke hervor und langsam schob sich eine Kinderhand in die der jungen Frau.

Sabine wandte sich noch einmal um.

„Willst du nicht mitkommen, Beate?“

„Danke.“

Es klang spöttisch und verbittert, wie fast alles, was Beate jetzt sagte. Da nahm Sabine den kleinen Johannes bei der Hand und führte ihn nach oben.

Sie hatte die Dienstuben schon früher entlassen, als es nötig gewesen wäre; denn sie fürchtete das heimliche Nicken hinter ihrem Rücken, die mehr oder minder verhehlte Respektlosigkeit vor der verarmten Gerrin in den Gesichtern. Nun hauste sie ganz allein in der großen Wohnung.

Es war dunkel in den Zimmern, als sie nach oben kam; aber es duftete nach Tannen und Licht.

Sie steckte Johannes ins Speisezimmer und begann die Lichte des kleinen Bäumchens anzuzünden. Dann führte sie den Jungen herein, zeigte ihm den Baum und das beschriebene Spielzeug, das sie für ihn eingekauft hatte und warlete fast glücklich auf ein freudiges Aufkackern in den großen Augen.

Aber die Augen des Kindes blieben ernst

wie zuvor. Beinahe schon starrte Johannes auf die Lichte, und als er schließlich die Trompete und den selbigen Uniformsatz betrachtete, geschah es nur, um sie gleich darauf mit einer müden, gleichgültigen Bewegung, die merkwürdig an seinen Vater erinnerte, wieder aus der Hand zu legen.

„Freust du dich, Johannes?“ fragte Sabine, enttäuscht durch sein seltsames Benehmen.

Er gab keine Antwort, aber als sie sich besorgte zu ihm niederbeugte, sah sie Tränen in seinen Augen.

Sie war ein wenig entrüstet. „Aber mein Junge, das ist doch wirklich zu toll.“

Da begann er aufzuschluchzen.

„Warum ist es diesmal so anders als sonst, Tante Sabine?“ Es soll wieder so sein wie sonst. Ich bin nicht unartig gewesen und Mutter ist doch böse auf mich, und das Christkind hat mir nur einen kleinen Baum gebracht und gar nicht viel Sachen.“ Er warf einen bösen Blick auf die kleine Tanne. „Gar kein schöner Baum ist das, Tante Sabine.“

Sabine konnte ein wehmütiges Rächeln nicht unterdrücken. Sie dachte daran, mit welcher frohen Hoffnung sie am Morgen aufgestanden war, mit welchen Erwartungen sie das kleine Bäumchen geschmückt hatte, und wie das Kind in seiner unbedachten Grausamkeit nun auch diese kleine Freude vernichtete.

Sie senkte auf. Der Tag war wirklich reich an Enttäuschungen für sie gewesen. Aber vielleicht würden noch viele solcher Tage kommen. Durfte sie schon jetzt traurig und enttäuscht sein? Sie hatte sich erhoben und ains lara-

sam zu Johannes hinüber, der noch immer nachdenklich und prüfend vor seinem beschiedenen Gabentisch stand.

Auch er hatte heute eine Enttäuschung erfahren, vielleicht die größte in seinem Kinderdasein.

Sie zog den Knaben zu sich heran.

„Komm einmal, Johannes. Ich will dir erklären, warum es diesmal anders ist als sonst, und warum du nicht gleich böse und trotzig sein darfst, wenn sich nur ein kleiner Teil von dem, was auf deinem Wunschzettel vermerkt war, heute auf dem Weihnachtstisch vorfindet.“

Und sie begann ihm vom Krieg zu erzählen und von den Soldaten draußen im Schützengraben, die für ihr Vaterland hungern und frieren und ihre Weihnachtstanne, wenn sie eine hatten, draußen im kalten Schnee anzünden mußten.

„Sieh, Johannes, und wer nicht Soldat sein kann, der muß etwas anderes für sein Vaterland hingeben. Verstehst du das?“ Der Junge nickte eifrig. Ein begeistertes Funkeln war bei Sabines Erzählung in seine Augen getreten.

„Ich will Soldat werden,“ rief er eifrig. Die junge Frau schüttelte lächelnd den Kopf. „Du bist noch zu klein dazu, Johannes.“

Und seine Mutter und ich, wir können auch nicht in den Krieg ziehen. Aber — mithelfen wollen wir doch alle, nicht wahr?“

Wieder begeistertes Kopfnicken.

„Und wir können auch mithelfen, siehst du. Dein Vater“ mußte sein großes, schönes Haus,

seine Mutter muß ihre Möbel hingeben, weil Krieg ist, und dir hat das Christkind deshalb so wenig zu Weihnachten gebracht. Nun dürfen wir aber alle nicht weinen, sondern müssen an die armen Soldaten draußen im Felde denken und müssen uns sagen: wenn's denen nur gut geht, dann wollen wir gern jedes Jahr nur einen kleinen Tannenbaum und wenig Sachen vom Christkind haben. Nicht wahr, Johannes?“

„Nein, Tante Sabine, ich will gewiß nichts mehr haben.“ Der Junge war ganz erregt geworden. „Und der kleine Baum ist doch schön, Tante.“

Sabine lächelte. „Wollen wir die selbige Uniform nun einmal anprobieren?“

Und sie nahm den grauen Lak vom Tisch und begann ihn Johannes umzuschallen.

Da wurde die Tür des Nebenimmers haltig geöffnet. Schnelle Schritte durchquerten das dunkle Wohnzimmer. Dann — Klopfen an der Tür. Sabine war sehr blaß geworden. Ihre Hände zitterten. „Werner!“ dachte sie in selbigem Schreck.

„Gerein!“

Aber der auf der Schwelle stand, war nicht Werner Kamin. Hans Grotensius stand dort mit verblühtem Gesicht. Einen Augenblick blieb sein erlaunter Blick an der Gruppe haften. „Ah, ihr feiert Weihnachten!“

„Ich hatte Johannes mit mir heraufgenommen, Hans. Er sollte es diesmal nicht zu sehr entbehren!“

In Gesicht ihres Bruders suchte eine seltsame Mischung von Ärger und Belegenheit, während er auf das Kind niederjah.